

Nur einmal im Jahr eines Haushahnes Sprung
 Darf näher zum Dorf es sich fügen,
 Wo glimmend im Loch der Vermauerung
 Verborgene Schätze noch liegen.
 Jahrhunderte schwanden; es krächte der Hahn,
 Das Haarmännchen wühlte im Schatz,
 Da rief man nach Pfarrer und Sakristan,
 Zu bannen es wieder vom Plaze.

Nun geisterts auf's neu durch die heimische Flur,
 Mit finsternen Mächten im Bunde,
 Zu sühnen den Geiz und den sündigen Schwur,
 Macht seufzend es wieder die Kunde:
 Von Menzel nach Drever, von Effeln zur Haar
 Einen Hahnschritt darf es nur weichen;
 Den Schritt eines Hahnes nur einmal im Jahr —
 und nie wird das Dorf es erreichen.

Franz Kesting.

Verdammt

Ich war ihm zu eigen mit Seele und Leib,
 Mir hat er versprochen, ich würde sein Weib!“
 „Mich führt er zum Tanze und bracht' er nach Haus
 Und hob all mein Sinnen zu Wallen und Braus;
 Die andre, die mit dem Madonnengesicht,
 Sie ist nun sein Schatz, das ertrage ich nicht!“
 Sie flüsterten leise, es tickte die Uhr,
 Da taten die beiden den frevelnden Schwur:
 „Der Schäfer muß sterben, weil er uns betrog,
 Nun soll er es büßen, daß er uns belog!
 Der Schäfer muß sterben noch in dieser Nacht,
 Damit nicht die eine uns beide verlacht!

Im Lenze es war: eine lautwarne Nacht,
 Der Schäfer hielt treu bei der Herde die Wacht.
 Sein Hüttchen stand oben, und dort auf dem Feld
 Lag schlafend die Herde, von Hürden umstellt.
 Und wo hier die Heide am dürftigsten war,

Erflommen zwei Weiber die Hänge der Saar.
Wie Wölfe, so schlüchen sie durch das Geröll.
Ein Sprung, und den Karren ergriffen sie schnell
Und stießen hinab ihn die gährende Schlucht.
Dort lag er zerschmettert von gräßlicher Wucht.
Ein Todeschrei gellte so weh und so bang
Aus schauriger Tiefe die Heide entlang.

Hoch oben auf einsamen ragenden Höhn,
Da sieht nun der Wanderer das Mahnzeichen stehn.
Und wer schnell am Tage vorüber hier geht,
Der faltet die Hände und spricht ein Gebet,
Doch wer in der Nacht hier des Weges noch wallt,
Sieht unter dem Kreuze des Schäfers Gestalt.
Wie ehemals hat er auf den Stab sich gelehnt.
Es winselt sein Hund: in den Föhren es stöhnt.
Die Eulen aber, sie graulen und schrein
Vom Wald übers Tal in die Heide hinein.
Dort schleppen zwei Weiber auf schwindelnder Bahn
Den Karren des Schäfers die Höhe hinan.

Sie drehen die Räder mit knöcherner Hand;
Es knirschen die Steine, es rieselt der Sand.
Ein Eulenpaar geistert an ihnen vorbei
Mit wildem Gelache und heiserm Geschrei.
Da hört man ein Aechzen: „Wie schwer, ach wie weit!
Kommt niemals der Tag, der uns löst und befreit?“
So mühen die zwei sich in jeglicher Nacht,
Bis dämmernd im Osten der Morgen erwacht.
Dann rollt stets der Karren den Hügel hinab,
Und schweigend steigt wieder der Schäfer ins Grab.
Der Wanderer aber erzählt zu Haus,
Was jüngst er gesehen mit Bangen und Graus.

Franz Resting.

Das Glöcklein des Eremiten

Es muß um die Mitternachtsstunde sein, sonst hört man das Glöcklein des Eremiten nicht. Und es muß auch in der Stunde sein, in der das Fest der Apostel Petrus und Paulus seinen Anfang nimmt, denn das Glöcklein läutet nur einmal im Jahre. Dann aber läutet es eine Stunde lang mit wimmerndem, wehmütigem Ton, leise, ganz leise, nicht viel lauter als das Glöckchen, welches die Kinder zum Weihnachtsbaume ruft. Und doch wieder ganz anders. Es liegt weder Freude noch Jubel in seinem Schwingen, aber auch nicht der dumpfe Hall einer Totenglocke; es ist ein Ton ganz eigener Art. Er kommt nicht aus Turmeshöhen und auch nicht aus weiter Ferne. Aus dem Schoße der Erde quillt er, als bräche sich dort nach langem Bemühen ein Quell den Weg zum Lichte. Ja, so klingt das Glöcklein des Eremiten.

Nur selten, sehr selten einmal wird es vom Ohr eines Menschen vernommen, denn wer mag sich in der Stunde, in der es umgeht, dahin stellen, wo einst das alte Beleck lag, damals, als Faustrecht und Fehde noch nicht zur Gottesgeißel wurden, wie es Attila wurde, als die Legionen seiner Hunnenreiter wie Heuschrecken das Land fraßen. Und doch, wer das Glöckchen hören will, muß sich dorthin stellen, wo die eine Straße nach Rütthen und die andere nach Drever führt, oder besser noch zwischen die beiden Straßen.

Da unten im Tale, gar nicht weit von der Stelle, an der die Eisenbahnbrücke über die Möhne führt, liegt jetzt noch ein sumpfiges Stück Wiesenland. Fast Nedland ist es. Rundherum blicken unzählige Blümchen: Dotterblumen und Löwenzahn, Zittergras und Schaumkraut, Kuckuckslichtnelken und Margariten aus prangendem Wiesenlande. An der genannten Stätte aber stehen schmutzige Sachen unter sparrigen Weidenbüschen. Da wuchern Binzen und Disteln, und der schwarze Nachtschatten schlingt seine giftatmenden Ranken um Kraut und Strauch.

Von den Leuten, die heute in Beleck leben, hat noch niemand das Glöcklein des Eremiten vernommen. Auch die nicht, die sich dort, wo einst das alte Beleck stand, wieder anzusiedeln beginnen. Als

sich aber die Mädchen mit ihren Spinnrädern an den langen Winterabenden noch in der Spinnstube versammelten und den jungen Burschen, die ihnen dabei Gesellschaft leisteten, allerlei gruselige Geschichten erzählten, da erzählten sie auch die Mär vom Glöckchen des Eremiten. Sie selbst hatten kein leises Geläut zwar auch nicht gehört, aber Kaulfes Großmutter hatte es einmal deutlich gehört.

Sie war mit ihrem Manne in Effeln zu einer Hochzeitsfeier gewesen und, den Effeler Weg benutzend, in der Mitternachtsstunde, als das Fest der beiden Apostelfürsten begann, zurückgekommen. Da hatten sie mit einem Male ihre Schritte verhalten müssen, denn aus dem Tale der Möhne war es heraufgeklungen: „Bim, bim — bim, bim!“ eine ganze Stunde lang, so weh und schmerzlich, wie das Schluchzen eines weinenden Kindes.

Und in dieser Stunde hatte Kaulfes Großmutter weiße Haare bekommen, obchon sie noch gar nicht so alt war.

Und wenn die sonst so lustige Möhne an diesem Orte vorüberfließt, so ducken sich ihre Wellen, ihr frohes Geplauder erstirbt in bangem Raunen und Flüstern. Dann erzählen sie sich von altersgrauen Zeiten, als hier noch die Klause des Eremiten stand, die zur Niederlassung des Klosters Grafschaft gehörte. Dessen Propstei und Kirche schaute hoch oben vom Haanen ins Tal der Wester und Möhne. Dreimal im Tage verließ der Eremit seine Klause und griff zum Glockenstrang. Dreimal im Tage, morgens, mittags und abends mahnte das Glöckchen die Leute, über den grauen Erden Sorgen nicht das lichte, weltferne Land der Ewigkeit zu vergessen.

Nicht immer war der Eremit gewesen, was er jetzt war. Nein, ein gar schlimmer Kaufbold, dem das Schwert sehr lose im Leder saß und dem das heiße Blut oft jach zu Kopfe schoß, war er, bis die Augen des Freundes, den er nach heftigem Wortgefecht beim Becher in ehrlichem Zweikampf erschlug, ihn auf Schritt und Tritt, bei Tag und Nacht verfolgten. Der Propst von Belecke, dem er seiner Seele Not offenbarte, hieß ihn im Tale eine Klause bauen und als Eremit Buße tun bis ans Ende seiner Tage.

Als die Zeiten immer wilder und schlimmer wurden und die Bauern nicht mehr wußten, ob das, was sie heute noch hatten, ihnen morgen nicht die Schnapphähne nehmen würden und dazu noch das armselige Leben, da verließen sie die Höfe in Altenbelecke und siedelten sich im Schutz der Grafschafter Propstes auf dem Haanen an, festigten das neue Belecke, führten zum Pflug das Schwert und

wurden hochgemute, wehrhafte, waffenstolze Bürger des neuen Städtchens. Der Eremit aber blieb in seiner Klause, denn wenn er sie verließ, blickten ihn wieder die Augen seines toten Freundes mit Wehmut und Traurigkeit an.

Die Möhne, das flinke, klare Bergwasser, gleicht dem Eremiten, dem ehemals das Blut so leicht zu Kopfe schoß. Wenn in den Bergen und Wäldern, welche sie zu beiden Seiten begleiten, Westwind und Regen den Schnee zu raschem Schmelzen bringen, steigt auch ihr der Zorn jäh zu Kopfe. Sie wird dann oft in einer Nacht zu einem brausenden Strome, der das ganze Tal überflutet, der Bäume stürzt und die Wiesen mit Schutt und Geröll überschüttet, der Brücken überspült und zu Fall bringt, wie er es im Jahre 1890 auch mit der ersten Eisenbahnbrücke bei Beleda und mit noch mehreren anderen steinernen Brücken gemacht hat.

Wann es gewesen ist, vermag heute niemand mehr zu sagen, aber einmal ist es gewesen, da lag der Schnee so hoch, daß die Klause des Eremiten nur noch mit dem Dach daraus hervorragte. Als die Leute schliefen, begann der Tauwind an der Decke des Schnees zu lecken. Dann regnete es in Strömen, und als die Leute am nächsten Morgen erwachten, war die Möhne schon weit über ihre Ufer getreten. Und als es Abend wurde, war das ganze Tal nur noch ein gelber, gurgelnder Strom. Und immer noch regnete es, und immer noch stieg das Wasser.

Da, mitten in der Nacht, begann das Glöckchen des Eremiten, der als Ritter „Peter von Wolfshagen“ geheißen, zu läuten. Eine ganze Stunde läutete es, bis es in wimmernder Klage erstarb.

Als es hell wurde, schauten die Leute vom Berge ins Tal. Die Klause des Eremiten war verschwunden. Dort, wo sie noch gestern gestanden hatte, hatte sich die Möhne ein neues Bett gewählt. Donnernd und dröhnend brausten die Fluten dahin, und die Leute sahen mit Grausen das Werk der Zerstörung. Und als sich das Wasser endlich verlaufen hatte, war von der Klause nichts mehr zu sehen als einige glattgewaschene Steine.

Franz Resting.

Ich und das Hamekeweib

Der Herbstwind hatte das meiste Laub schon von den Bäumen gerissen. Die Buchen öffneten die Kapseln und ließen ihre leckeren Dreikantfrüchte fallen. Die reifen Eicheln purzelten klatschend zur Erde und deckten dem Schalenwilde den Tisch. Kein Wunder, daß von weither die Sauen ins Revier wechselten und dort nach Herzenslust schmatzten. Ihnen zuliebe saß ich manchen Morgen bereits vor Tau und Tag am Wechsel, und manche mond-helle Nacht schlug ich mir ihretwegen um die Ohren, doch zu denen, die Saudusel haben, gehöre ich leider nicht.

Wieder einmal hatte ich an der Mühlheimer Grenze auf dem alten, wackeligen Hochstz gesessen. Dem Keiler, auf den ich es abgesehen hatte, verriet jedoch der Küßelwind meine Gegenwart. „Wuff! Ich danke schön für blaue Bohnen!“ Und fort war er.

In recht miesepetriger Stimmung trat ich den Rückweg an. Schon senkte sich des Abends Dämmern auf Baum und Strauch, und das Büchsenlicht schwand mit jeder Minute mehr. Leise pirschte ich den Wanderpfad entlang, um womöglich noch auf einen Bock zu Schuß zu kommen. Am Handweiser angekommen, bog ich rechts ab in den Hohlweg, um dort mein Glück zu versuchen. Da war es mir, als vernähme ich schürfende Schritte, und ich blieb stehen.

Die Schritte kamen näher, und eine Frauengestalt stieg langsam zur Höhe. Ihr Kopf war von einem grauen Tuche umhüllt, und am Arme baumelte ein rotes Taschentuch, welches, mit den vier Zipfeln zusammengeknotet, damals die heute überall eingebürgerte Handtasche ersetzen mußte. Wer mochte das sein? Das Hamekeweib?

Ich habe im Leben nur selten einmal so etwas wie Grauen gekannt, aber jetzt lief es mir doch eiskalt über den Rücken. Ich fühlte, wie mir alles Blut aus dem Gesichte wich und das Herz dröhnend an die Rippen schlug. Sollte dort in der verrufenen Gegend wirklich ein Spuk sein Unwesen treiben?

Das Weib blieb stehen und preßte seine Rechte aufs Herz. So standen wir uns gegenüber, der Spuk und der Jäger. Doch einerlei,

ehe ich dem Spuk gestattete, mir auf den Rücken zu springen, wollte ich ihm das Blei beider Läufe in den Leib senden, und langsam richtete sich die Waffe für alle Fälle auf das schemenhafte Ziel. Dann rief ich mit heiserer Stimme: „Wer bist du? Keinen Schritt mehr, oder ich schieße!“

Doch das Weib hatte wohl nie daran gedacht, mir auf den Rücken zu springen oder mir gar das Gesicht zum Nacken zu drehen, denn es sprach mit flehender Stimme: „Gott sei Dank, daß Ihr ein Mensch seid, ich dachte schon, es wäre ein Spuk! Ich habe mich in Hirschberg etwas länger aufgehalten, und nun wird es mir schwer, den Weg noch zu finden. Wenn Ihr nach Beleda wollt, so nehmt mich mit, und Gott wirds Euch lohnen!“

Dann gingen wir zusammen zum Handweiser, das alte, gute Mütterchen und ich, und von da zum Bornholzwege. Dort trennten wir uns, und ich war jetzt ordentlich stolz auf meine Begegnung mit dem Hamekeweibchen.

*

Es wollte Frühling werden. An der Wester trippelten schon die ersten Stelzchen über Stock und Stein, und in dem Ueberhälter am Bornholz schwahten abends die ersten Stare. Die Haselsträucher hingen goldgelbe Fähnchen aus, und im Romeckesiepen drängten sich Schlüsselblumen und Anemonen zum Lichte. Dorthin schritt ich eine Stunde vor Sonnenuntergang, den Vogel mit dem langen Gesicht zu schießen, wenn er minneheischend über traumschwere Wipfel strich.

Es war just das rechte Wetter zum Schnepfenstrich. Der Märzwind zog lauwarm über die Wälder. Die Zippen jubelten dem Lenz entgegen, und die Meisen klimperten auf ihren Harfen. Zweimal rollte das Echo meines Schusses durch das Tal, und mit zwei Schnepfen an der Jagdtasche trat ich den Heimweg an.

Da begann es zu regnen. Zuerst war es nur ein feines Geriesel, dann aber regnete es Bindfäden, und es wurde so dunkel, daß es schwer war, den Weg einzuhalten.

Schon wollte ich umkehren und den breiten Romeckeweg benutzen. Das wäre aber ein bedeutender Umweg gewesen, und, vertrauend auf meine Ortskenntnisse, stieg ich, trotz einer inneren warnenden Stimme zum Handweiser empor.

Das alte Wegzeichen konnte ich noch zur Not erkennen, dann aber war es aus mit meiner Ortskenntnis. Ich war vom Wege abge-

kommen und wußte nicht mehr, wo ich war. Wohin ich mich auch wandte, strichen mir nasse Büsche durchs Gesicht, doch mit vorgestreckten Händen arbeitete ich mich weiter, immer tiefer in den tropfenden, pechschwarzen Wald.

Nachdem ich wohl schon eine Stunde umhergeirrt war, hörte ich ein Bächlein poltern. War es nun der Hamekebach, oder war es die Romecke? Ich wollte dem Bache folgen, steckte aber alle Augenblicke bis über die Gamaschen im Mudder und mußte deshalb den Bach wieder verlassen. Bald darauf geriet ich in eine Fichtenschonung. Den Teufel auch, das war eine nette Schweinerei! Naß war ich schon wie eine aus dem Wasser gezogene Kake, und immer noch regnete es in Strömen. Die Streichhölzer erwiesen sich als unbrauchbar, und der Lodenmantel hing mir wie ein nasser Sack um die Schultern. Und Hunger hatte ich, Hunger und einen kannibalischen Durst dazu.

Und ob ich wollte oder nicht, ich mußte an das Hamekeweib denken, und das trug auch gerade nicht zur Erhöhung der Gemütlichkeit bei. Aber gemütlich oder nicht, raus mußte ich aus dem Hexenkessel, denn ein Uebernachten im Walde kam nicht in Frage. Zum Glück offenbarte sich mir ein Wegweiser, zwar nicht durch die Augen, sondern durch die Ohren.

Dumpf und schwer rollte das Dröhnen der Buddelhämmer über den Wald, und da die Fabrik an der Minden-Koblenzer Straße lag, ging ich Schritt um Schritt auf das Dröhnen der Hämmer zu. Wie lange es dann noch gedauert hat, bis ich auf der Straße stand, habe ich natürlich nie feststellen können.

Zu Hause war noch Licht, und Mutters „Gott sei Dank!“ kam recht aus tiefstem Herzen.

Aus den nassen Kleidern rannen Bächlein über den Fußboden. Der Bruder half mir, mich aus den triefenden Hüllen zu pellen und trockene über den neuen Adam zu ziehen. Und während ich dann gierig die wieder aufgewärmten Bratkartoffeln verzehrte, hielt er mir die Jagdtasche vor die Augen und sagte: „Zwei Schnepfenköpfe hängen noch daran, die Schnepfen hast du verloren. Die wird sich morgen wohl das Hamekeweib zum Frühstück braten.“ Dann ging ich zu Bette. Es war schon Mitternacht, und ich habe geschlafen, bis man mich zum Mittagessen rief.

Franz Resting.

Verloren und wiedergefunden

Das siebenjährige Ringen des großen Königs um Schlesien war von ihm siegreich zu Ende geführt. Doch furchtbare Wunden hatte der Krieg auch dem Lande der Roten Erde geschlagen, obschon es ja eigentlich weitab der historischen Kriegsschauplätze lag. Auch Belecke hat ein reiches Maß von Nöten und Sorgen getragen, denn allzu nahe lag ja das größte Bollwerk Friedrichs im Westen seines arg zersplitterten Reiches: Lippstadt, die stärkste Festung zwischen Rhein und Weser.

Der Verlauf des Krieges nötigte jedoch den genialen Schlachtenlenker, die Stadt den Franzosen kampflos zu überlassen, und sofort begann der Herzog Rohan Soubise den weiteren Ausbau der Festung. Die Requirirungen nahmen kein Ende, und das umliegende Land, auch Belecke, war Zeuge manch unerbittlicher Zwangsmaßnahmen.

Nach der Schlacht von Koblach aber mußten die Franzosen die Festung wieder fluchtartig verlassen, und einer der besten Generale Friedrichs des Großen, Herzog Ferdinand von Braunschweig, machte Lippstadt zu seinem Hauptquartier. Er begann sofort mit einer neuen Vervollkommnung der Festungswerke. 300 Kanonen und Haubitzen richteten ihre ehernen Schlunde ins Vorland, und Unterkunftsräume für 7—8000 Mann wurden ohne Rücksicht auf die Bürger bereitgestellt. Allein 100 000 neue Palisaden mußte der Arnsberger Wald liefern. Das Beschaffen derselben und ihr Transport fiel den dortigen Bewohnern zu. Die meisten Pferde waren dort schon der Requisition verfallen und mit ihnen Heu, Klee und Hafer. Die übriggebliebenen, meist abgeschundenen Mähren, quälten sich an den Transporten über die Haar. So furchtbar war die Not, daß sie der des 30jährigen Krieges nicht nachstand. Lippstadt hatte nach dem Frieden von Hubertusburg im Februar 1763 nur noch 423 bewohnte Gebäude und 2108 Einwohner.

In dieser Zeit grausamer Drangsal war es, als die Eheleute Strack—Sprenger aus Belecke, die wenigen ihnen verbliebenen Pferde auf die städtische Gude trieben, die westlich der Wester an

der Grenze der Gemarkungen Warstein und Belecke im Walde lag. Die Frühjahrssaat war, soweit das Saatkorn reichte, beendet. Nun hieß es bis zur neuen Ernte sparen, sparen mit jedem Haferkorn, mit jedem Halm auf Feldern, Wiesen und Weiden. Doch als man am Abend die Pferde wieder dem Stall zuführen wollte, waren sie nicht aufzufinden.

Nach einer schlaflosen, sorgenvollen Nacht begaben sich die Bauern Strade und Sprenger auf die Suche nach den Pferden. Freunde und Bekannte schlossen sich ihnen hilfsbereit an. Sie suchten drei Tage lang die weite Hude ab, sie suchten am Romeckenstiepen und im Gebiet des Handweisers, vergeblich. Da tat die Frau des Bauern Strade ein Gelübde und versprach, dort, wo sie die Pferde wiederfänden, ein steinernes Kreuz zu errichten, das für ewige Zeiten ihren Dank an den Helfer in allen Nöten künden sollte.

Als sie nun so, das Herz von Sorgen beschwert, am Romeckebache standen, vernahm die Frau den Ruf: „Steigt bergan, oben am Priemplatz stehen eure Braunen!“

„Habt ihr's gehört?“ Mit klopfendem Herzen machte die Frau die andern auf die geheimnisvolle Stimme aufmerksam, aber außer ihr hatte niemand den weltfremden Ruf vernommen. Doch stiegen sie nun eilig zum Priemplatz hinauf, und dort wieserten ihnen die Pferde freudig entgegen. Neben den Tieren stand aber ein Weib in grauseidenem Kleide. Ihr Gesicht war wie weißer Marmor, ihr Blick wie der aus einer anderen Welt, ihre Stimme klang dumpf und hohl, als käme sie aus feuchter Gruft. Und keiner derer, die ausgezogen waren, die Pferde zu suchen, konnte jemals des Weibes Worte vergessen:

„Belecker Wald, Belecker Schnad
Meiner Seele wehe tat!“

Und heute wie ehemals irrt das Weib in den Wäldern umher, wo sich die alten Wege nach Belecke — Hirschberg — Arnsberg und Warstein — Mülheim und Soest kreuzen. Dort steht auch an der Stelle, an welcher vor vielen Jahren die verlorenen Pferde wiedergefunden wurden, am Kreuzweg ein wuchtiges, niedriges, mit Moos überwuchertes Sandsteinkreuz. Doch nur der, der zuvor das Moos bis unter den Rasen entfernt, vermag die Inschrift zu lesen:

Kaspar Straden und Margarethe Sprenger Eheleute haben dieses zur höchsten Ehre Gottes errichtet 1769.

Franz Kesting.